

males Essen, Baden, Duschen, Blumen – und Musik, alles für eine längere Zeit ... Wieder in der Station gehe ich gleich in die Maschinenhalle, um den Figaro aus Rossinis „Barbier von Sevilla“ zu singen, so laut ich es vermag: „Ich bin das Faktotum der schönen Welt!“ Bis mir Edmund durch ein Handzeichen zu verstehen gibt, daß ich es nun gut sein lassen könnte; womit er sicher nicht unrecht hat.

Nach Dienstschluß läutet das Telefon. Heinz hat alles geregelt, und ich packe den Koffer. Erste Station wird Innsbruck sein. Zu Hause eine große Überraschung. Nach so langer Zeit lasse ich mich das erste Mal blicken, und noch dazu mit dem Arm in der Schlinge. Dann mit der Schmalspurbahn hinein ins Zillertal. Von Zell am Ziller bringt mich das Postauto nach Gerlos. Da kommt viel Neues auf mich zu, und ich habe allen Grund, mich in Vorfreude zu tummeln. Meine größte Neugier gilt der Schallplattensammlung von Franz, dem Bruder von Heinz. Da warten einige Überraschungen auf mich, wenn ich den Erzählungen von Heinz glauben darf.

*

Vom dreiwöchigen Erholungsurlaub wieder zurück auf der Station, muß ich feststellen, daß ich neben einer gesunden Bräune viel Unruhe heraufgebracht habe. In meinen freien Stunden liege ich öfter als sonst mit geschlossenen Augen auf dem Bett und lasse die zurückliegenden Ereignisse wie einen Zeitrafferfilm noch einmal ablaufen.

Die Besorgungen für die Mutter von Heinz, ihre Freude über jede einzelne dieser unerwarteten Entlastungen. Der improvisierte Fünf-Uhr-Tee mit den zusammengetrommelten Mädchen. Im Smoking und mit Zylinder zur romantischen Mühle inmitten der Kühe, die unvermeidliche Erkenntnis, wie unheimlich blöd eine Kuh schauen kann.

Dann Margret aus England; wachsbleich, mit Brille, einem fülligen Busen und nicht gerade schlank, aber doch irgendwie weiblich. Unser Glück hatte zögernd begonnen. Die Berührungen unserer Finger beim Aufsuchen der Schlüsselwörter im Dictionary waren die ersten körperlichen Ereignisse. Daß die Genügsamkeit der Jugend nur so grenzenlos sein kann! Unweit der Pension gab es eine kleine Au mit Tümpel und Heustadel. Im Wörterbuch waren wir noch nicht weit gekommen, doch an diesen Platz kamen wir oft. An einem regnerischen Nachmittag mußten wir in den Stadel hinein. Meine Begleiterin war plötzlich still geworden und hatte die Augen so seltsam bewegt. Als es vorbei war, hörte ich

mich „Margret“ sagen. Ich hatte mir das Küssen einer Engländerin anders vorgestellt.

Wir machten aus, in brieflichem Kontakt zu bleiben. Nach unserer mißglückten Schmuserei hatte ich das Gefühl, daß dieser Vorsatz das Beste für mich sein werde. Damals konnte ich freilich nicht wissen, daß auch harmlose Romanzen ihre Folgen haben können ...

Franz hatte mir sein Rennrad für kleine Ausfahrten geliehen. Wie spürte ich mein Herz, als ich das Rad über die starken Steigungen schob, die im Sattel nicht zu bewältigen waren.

In einer Bergmahd standen hübsche Mädchen und zogen mit großen Rechen das Heu zusammen. Die bunten Kopftücher gaben ihren Bewegungen etwas Verspieltes, Neckisches, und zudem waren ihnen die Röcke weit über die Knie gerutscht. Eine war auf mich zugekommen und hatte mich gefragt: „Kommst du noch heraus heute abend, dann wart' ich hier auf dich.“ Ihr Mieder stand einladend offen, sie schürzte ihre Lippen und warf mir ein Lachen zu wie Glockenschläge. Von der Sonne ward sie um die Hüfte genommen; wie wuchsen ihre Beine empor. Das war das lichtdurchflutete Gemälde eines Niederländers – noch mehr, denn es duftete nach Heu, wild nach Heu und Abenteuer ...

*

Der Sommer ist unterwegs, sich in einen großen Herbst zu verwandeln. Neue Aufgaben kommen auf mich zu. Von Innsbruck ist ein Vermessungsingenieur gekommen, und ich werde ihm als Figurant zugeteilt. Ingenieur Heidegger ist ein urgemütlicher Mann, ist voll Humor und jederzeit zu einem Spaß aufgelegt.

Für viele Nächte bin ich nun auf der Ulmer Hütte einquartiert. Wir krabbeln den ganzen Tag in den Schrofen herum, und oft gehe ich an einem Tag die Strecke Vallugagrät-Ulmer Hütte oder -Galzig zweimal. Am Abend weiß man, was man getan hat. Die Sonne im Fels und das Schleppen des Theodoliten, der Stangen und Meßplatten hinterlassen ihre Spuren. Das Schlimmste aber ist der Durst. Ihn trifft sicher alle Schuld, wenn es am Abend auf der Ulmer Hütte ein paar Bier zuviel werden. Am nächsten Tag haben wir dann einen etwas schleppenden Start, doch sind wir wieder in der Höhe, läuft alles wie gewohnt.

Manchmal hat dieses Zuviel an Bier auch sein Gutes. Immer dann nämlich, wenn das stille, dunkelhaarige Mädchen aus der Küche in den Gastraum kommt. In ihrer Nähe liegt ein Druck auf meiner Brust, als hätte mir der Ingenieur einen zweiten Theodoliten in den Rucksack ge-

packt. Sie hat so schöne, so ungewöhnlich große Augen, daß ich wenigstens das Anfangsstadium meines Rausches begreifen kann. Wenn sie mich nach meinen Wünschen fragt, schiebe ich wortlos das leere Glas zu ihren weißen Händen und nütze die Zeit, um in ihrem frommen Gesicht eine stille Zuflucht für meine heiße Sehnsucht zu entdecken. Natürlich weiß es die zarte Jungfrau nicht, daß ich hoffnungslos in sie verknallt bin. Ach, wie oft will ich meinen unerfüllten Traum durch die Gaststube schreien, doch das soundsovielte Bier schenkt mir im entscheidenden Augenblick jene erlösende Müdigkeit, die Gott nur für den bereithält, den er wirklich liebt.

Die Tage sind voll Sonne und Weite, die sternklaren Nächte von beklemmender Schönheit erfüllt. Es ist mir in den Wochen des mühevollen Auf- und Absteigens mit den Vermessungsgeräten bewußt geworden, daß ich diese tägliche Schau in die Gebirge ringsum nur einmal in allen meinen Tagen werde erleben dürfen. In diesem Herbst, der mir durch das lang anhaltende Schönwetter so unvergleichlich groß erscheint, glaube ich mich schon um Jahre älter, obwohl ich noch nicht zwanzig bin.

Von der Galzig-Bergstation hallen die Sprengschüsse durch die weiten Kare. Der Spanngewichtsschacht für die neue Seilbahn wird vorbereitet. Nur ein kleiner Bautrupps ist da am Werk, denn das meiste besorgen das Donarit und ein Aufzug für den Aushub.

Die Arbeiter am Schacht sind in einer Baracke neben der Bergstation untergebracht. An schönen Abenden kommen einige von ihnen zur Ulmer Hütte herauf, um sich den Sprengstaub aus dem Hals zu spülen. Das werden meistens Sitzungen, die schon mit dem ersten Bier alle nur denkbaren Umgehungsversuche der Sperrstunde einleiten. Ingenieur Heidegger kann Geschichten und Witze erzählen, als hätte er ganze Bücher davon auswendig gelernt. Bei besonders guten Pointen sehen sich die Sprengfachleute veranlaßt, auf den vortrefflichen Erzähler einen Schnaps auszugeben. Und den guten Obstler, der bestimmt viermal durch den Brenner gefahren ist, phlegmatisieren sie wieder mit Bier. Es sind jene Runden, da ich vollkommen vergesse, daß in dieser Hütte zwei große, traurige Augen durch die Zeit gehen.

Mein Einsatz als Figurant nähert sich zu meinem Bedauern nach knapp drei Monaten dem Ende. Befriedigt stelle ich fest, daß ich in diesen Wochen nicht nur braungebrannt wurde, sondern auch einen Gewinn aus den Höhen herabbringe; ich bin ruhiger, gelassener geworden und habe eine Distanz zu den kleinen Dingen und Fehlern erworben.

Nach den unvergleichlichen Tagen im Licht der Höhe habe ich wenig Sehnsucht nach dem Winter. Ja, ich fürchte mich beinahe vor den langen

Abenden und den nebligen Tagen, an denen keine einzige Fahrt gemacht werden würde. Die Urlaubstage in Gerlos haben mir ja doch wieder einiges der Tallage schmackhaft gemacht. Bedauere ich mich in einsamen Stunden doch manchmal ob meines Schicksals, so ist oft schon nach Minuten meine gedrückte Stimmung verfliegen, und ich finde in die Erkenntnis zurück, daß sich ja doch nichts ändern wird. Diese Anwandlungen von Unlust, gepaart mit unerfüllbaren Wünschen wiederholen sich beinahe regelmäßig. Trotzdem ermöglichen sie keine sichere Beurteilung meiner Situation, von der Zukunft ganz zu schweigen.

Rundherum kommt alles in Bewegung. Es ist, als wolle ein Ameisenvolk einen Hügel erstürmen. Auf den Gampen, der Kuppe nordöstlich und gut zweihundert Meter unterhalb der Galzig-Bergstation wird beinahe über Nacht eine Materialseilbahn gebaut. Im Gelände der projektierten Trasse kommen immer mehr Erdbewegungsmaschinen zum Einsatz.

Überall wird gebaut, um das Glück der Schifahrer in naher Zukunft von Gipfel zu Gipfel vereint zu wissen. Düstere Prophezeiungen alter Hasen werden zur unabwendbaren Wirklichkeit, und es staunt nicht nur der kleine Mann, was man mit Geld alles verändern kann. Die Tatsache, daß der Bahnbau auf den Gampen von einem neu etablierten Konkurrenzunternehmen vorangetrieben wird, sorgt für zusätzliche Spannungen im hektischen Geschehen auf den sonnigen Hängen von St. Anton.

Das Jahr geht zur Neige. Als in der Galzig-Talstation eine Lastengondel abgeladen wird, wissen auch die letzten Träumer um die zukünftige Entwicklung Bescheid. Der Wettkampf um die Schifahrer, die mit den Bahnen hinaufkommen sollen, nachdem sie vorher deren Kassen gefüllt haben, beginnt. Der Griff nach dem Geld ist übermächtig geworden in einer Landschaft, die nicht mehr zählt. In den Gemeindestuben aber diskutieren Politiker und Betreiber in ihrer Sicherheit von Freundschaft und Fortschritt.

Die winterliche Kälte hat mich wieder im Griff und sorgt gleichermaßen für Widerwillen und Aktion. Meine oft gescheiterten Einheizversuche kommen mir manchmal vor wie ein Lächeln in den Sturm, vermischt mit dem Knirschen meiner Zähne, weil der Kamin noch immer nicht verputzt ist, der Hauptgrund für seinen schlechten Zug bei Sturm und wechselndem Wind.

Wieder zeigen sich Folgen meiner falschen Ernährungsweise. Äußere Erscheinungsmerkmale sind notwendig gewordene Besuche beim Zahnarzt und der Verlust eines Stockzahnes. Mit der ernststen Warnung des Arztes nehme ich wieder Obst und Zwiebeln vom Tal herauf mit. Die

Sanierung des offenbar gewordenen Zustandes meiner Zähne veranlaßt mich ab diesem Zeitpunkt, peinlichst auf meinen Vitaminhaushalt zu achten. Trotz meiner großen Nachlässigkeit in dieser Sache darf ich hoffen, die fatalen Folgen eines Skorbutts von mir abgewendet zu haben.

Die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr sind ziemlich ruhig. Es gibt also für die Gäste doch noch etwas anderes als diese zwei Bretter, die dem Arlberg zu seiner Anziehungskraft verholphen haben.

*

An einem aufklarenden Tag des neuen Jahres kommt Edmund von der Galzig-Bergstation herüber, stellt seinen Rucksack auf den Tisch und sagt: „Da ist etwas drinnen für dich.“

Nachdem er meine Neugier ausgekostet hat, streckt er mir plötzlich seine Hand entgegen, die ich ohne Argwohn ergreife, worauf er in seiner überlegten Art sagt: „Darf ich dir gratulieren und zugleich danken für alles Bisherige!“

„Ich verstehe gar nichts“, erwidere ich in berechtigter Unwissenheit und füge hinzu: „Ich habe noch nicht Geburtstag!“

„Das nicht“, weiß Edmund, „aber es ist mit dem heutigen Tag genau ein Jahr, daß du zu uns gekommen bist. So lang hat es noch kein Auswärtiger bei uns ausgehalten. Dazu gratuliere ich dir, und zugleich bedanke ich mich für die gute Zusammenarbeit und auch dafür, daß wir da heroben so fein auskommen miteinander!“

Ich bin gerührt und bedanke mich mehrmals. Bald muß ich mich verlegen abwenden, um mir mit dem Ärmel über das Gesicht zu fahren. Ich kann es nicht fassen, von meinem Mitarbeiter, der mir an Jahren soviel voraus ist, in so aufmerksamer Weise bedankt und belobt zu werden. Dann greift Edmund in den Rucksack und zieht ein blutiges Etwas heraus: „Das ist ein junges Murmeltier. Versuch, einen Braten daraus zu machen, du bist ja der Koch!“

„Da freu' ich mich, am Abend probier' ich gleich etwas aus!“

„Und hier“, fährt Edmund fort, „ist noch eine Kleinigkeit. Ich hab' nämlich gehört, daß dich manche den Galzigadler nennen, und da hab' ich dir den mitgebracht. Der ist noch vor einer Stunde auf der Hochspannungsleitung gesessen, dann hat er mich hinters Haus gehen gesehen und muß plötzlich den Halt verloren haben.“

Als ich begriffsstutzig auf ein Stück undefinierbares Fleisch hinschaue, meint Edmund: „Ich hab' ihn schon gerupft und überbrüht für dich.“ Jetzt weiß ich, wer den Halt verloren hat, nachdem ihm der Bauch mit

Schrot gefüllt worden war – ein Rabe! „Für den mußt du eine besondere Soße machen, er hat so jung sterben müssen“, meint Edmund lachend.

Ich stelle den Raben und das Murmeltier im Schnee kalt, und am Abend mache ich mich in heiterer Neugier über Edmunds Mitbringsel her. Das Murmeltier wird, wohl durch die großzügige Zugabe von Paprika, etwas Eßbares ohne Bezeichnung. Den Raben werfe ich nach ein paar Probessissen am nächsten Morgen zu den Jochdohlen hinaus und habe kein schlechtes Gewissen; er ist wieder unter seinesgleichen.

*

Mit der höher steigenden Sonne, es ist schon Mitte Februar, bessern sich meine Grundstimmung und mein Vertrauen in die Zukunft. Trotzdem bleibt die gleiche Welt um mich herum aufgebaut, die bei klarer Luft den Blick in phantastische Weiten führen kann. Ich selbst aber bin an diesen einen Punkt geheftet, der immer gleich bleibt und mit strenger Gesetzmäßigkeit mein Leben fixiert.

Es ist nur natürlich, daß ich den Ablauf der Tage in vielen Stunden als eng empfinde. Irgendwann würde sich da trotz aller landschaftlichen Schönheit um mich her etwas anderes ergeben müssen. Die Versprechungen, daß ich schon bald die Wohnung Peyerls in der Galzig-Bergstation bekommen solle, sind für mich längst unglaubwürdig geworden. Außerdem hätten sich dadurch ohnehin nur die geringen Erfordernisse des täglichen Bedarfs geändert. Mein Umfeld wäre praktisch dasselbe geblieben, und ich wäre weiterhin auf den Berg verbannt gewesen.

Obwohl mich die Enge meiner Behausung immer mehr bedrückt, sehe ich doch in absehbarer Zeit keine Möglichkeit einer positiven Zustandsänderung. Denn wenn ich woanders hingehen wollte, müßte dieser Schritt eine entschiedene Verbesserung für mich bringen. Aus dieser freien Höhe direkt in die räumliche Begrenzung eines Betriebes in der Stadt zu wechseln, scheint mir jedoch ein schlechter Tausch zu sein. Außerdem sind mir die unzähligen Kleinlichkeiten, mit denen sich die Talbewohner völlig sinnlos gegenseitig das Leben erschweren, von meinem Urlaub in Gerlos in ungueter Erinnerung. Da können eine schlampig gebundene Krawatte, ein ungeputzter Schuh mehr Veränderung bewirken als ein stürmischer Wind um meine Station.

Vielleicht gibt es, wenn bei der Vallugabahn die Steuerung eingebaut wird, eine Menge zu lernen für mich. Das wäre gut für eine beabsichtigte Veränderung.

Da geschieht es auch schon ...

Nicki

Durch ein unvergleichliches Ereignis werde ich aus meinem Trott in schwindelerregende Höhe geschleudert, aus der ich wie ein Diskus herunterkomme und hart aufschlage. In der Folge krieche ich verbeult von Winkel zu Winkel, und alle Versuche, wieder in meine gewohnte Spur zu finden, müssen an der neuen Unfähigkeit meines Herzens scheitern. Durch eine geöffnete Tür werde ich in einem Augenblick zum reichsten Mann der Welt – und im folgenden ein armes, hilfloses Schwein im Bretterschlag. Hätte ich ihn doch gleich hinausgeschmissen, diesen verwöhnten Bubikopf, diesen Fratz, der nur seine Wimpern zu heben braucht, und die Welt macht einen Kopfstand.

Doch es ist nicht so einfach mit dem Hinauswerfen; denn erstens hat sie ihren Bruder mit, und zweitens ist da noch dieser Hundling Amor, der sich ja noch nie an irgendwelche Regeln gehalten hat. Vermutlich hatte er schon einen Pfeil aufgelegt, vergiftet und mit Widerhaken versehen, als der Bubikopf noch gar nicht im Raum war – Schicksal. Jeder Mensch hat seine Bürde zu tragen. Ich habe keine Angst, denn meine sieht süß aus.

Sie sind auf Schiurlaub am Arlberg. Der aufkommende Wind hat sie in meiner Bude Schutz suchen lassen. Ich stelle einen Enzian zwischen uns, und wir sprechen miteinander, als wären wir schon viele Jahre Freunde. Ihr Bruder Hans hat einen vollen, dunklen Haarschopf und ist Brillenträger. Ein etwas skurriler Typ, und der kleine, elfenbeinerne Totenkopf, der als Amulett an seiner Schihose baumelt, paßt gut zu seinem pockennarbigen Gesicht. Anorak und Schihose sind schwarz und verknittert, und zu dieser wenig vorteilhaften Erscheinung kommt noch hinzu, daß er für Richard Strauß schwärmt. Mich stört das alles nicht, denn Hans ist für mich ohnedies nicht im Raum. Er sitzt nur auf dem Bett und hält sich an seinem Schnaps fest.

Mit jedem Wort, das Nicki spricht, fühle ich einen dumpfen Schlag in meinem Körper, und meine Augen weiten sich. Ich kann nicht mehr feststellen, ob ich ihr überhaupt noch zuhöre, obwohl ich ihr jedes Wort vom Mund nehme, wie man Tautropfen sammelt. Mir ist, als begriffe ich aus diesem Versunkensein in mein Gegenüber in einem einzigen Augenblick

mein kommendes Glück und mein grenzenloses Leid, und ich wundere mich nicht, daß meine Hand zittert, als ich Nicki das Glas nachfülle. Eine unsichtbare Macht hindert uns am Sprechen, unsere freudige Begegnung mündet in spannungsgeladene Stille.

Ich schalte das Radiogerät ein – unfähig, etwas zu sagen, und doch muß ich etwas tun, wenn ich nicht zerbrechen will an der unfäßbaren Helligkeit dieses Augenblicks.

Hans greift zur Flasche und schweigt, und mit dieser Geste ist er der meine geworden. Edmund kommt herein und sagt: „Gute Nacht“, ich bin ihm unsäglich dankbar für diese Zufälligkeit, er hat den Bann gebrochen; vorm Unheil bewahren kann er mich nicht.

Aus dem Radio erklingt ein wunderschönes Klavierstück, ich höre kaum, wie Hans über seinen dritten Schnaps hin murmelt: „Späte Beethoven-sonate“, denn ich sehe so zarte Wangen vor mir, mit kleinen Grübchen, die mir doch groß genug scheinen, mühelos mein ganzes Unglück zu fassen. Was hätte ich in diesem Augenblick dafür gegeben, mit meinen fiebrigen Händen durch dieses Gesicht gehen zu dürfen, mit jener unsicheren Behutsamkeit, mit der kleine Kinder ihre ersten Schritte tun.

Es dunkelt. Sie müssen aufbrechen. „Auf morgen“, sagt Nicki mit einem spitzbübischen Lächeln. Ihre Zähne und Lippen glänzen im Schmelz der Jugend. Mit einem kurzen leichten Druck umschließt ihre Hand beim Abschied meine feuchtzittrigen Finger.

Vor dem Fenster legt sich ein sinnloses Jahrtausend zur Ruh – es gibt keinen Firn mehr und keine Berge. Nur ein paar Wolldecken, in die ich mein heißes Gesicht presse, merke, daß sie das erste Mal nicht nach Wolle riechen, sie duften. Sie sind ein weites, schmiegsames Zelt geworden, übersät von Blumen, Düften, Zahnpastageschmack – ein wirres Durcheinander unbegreiflicher Herrlichkeiten. Dann wanke ich mit jenen unsicheren Schritten, wie sie ein Enzian in genügender Menge verleiht, ins All hinaus, und es kümmert mich nicht, ob ich jemals eine Tür zurück finden werde – auf der Erde stürmt es so und so ...

Ein starkes Licht blendet mich; aus einem blauen Himmel greift die Sonne ins Zimmer, ich springe auf und wanke zum Spiegel. „Ach so, da bin ich ja noch, ich bin hier, wo ich schon gestern war, vorgestern ...“ Nach einem Blick auf die Uhr sehe ich, daß alle Augenblicke das Telefon läuten muß für die erste Fahrt. Mühsam finde ich mich zurecht. Alltägliche Handgriffe kann ich nur mit äußerster Konzentration ausführen, das meiste fasse ich verkehrt an, es ist alles ohne System. Trotzdem bleibt mir noch Zeit für eine Schale Kaffee. Edmund kommt vom Tal herauf. Er mustert mich eingehend, fast genüßlich, dann fragt er:

„Sind sie heroben geblieben?“

„Nein, warum?“

„Weil du so aussiehst, als seien sie heroben geblieben!“

Ich lenke ab, denn ich bemerke sofort, daß Edmund bestens gelaunt ist, und in diesem Zustand besteht seine Lieblingsbeschäftigung darin, mich auszuhorchen und in die Enge zu treiben. Schnell reagiere ich und bitte ihn, die ersten Fahrten zu übernehmen. Er nickt kaum merklich und zieht mit einem wissenden Lächeln die Tür in den Führerstand hinter sich zu.

Ich bin noch zu sehr durcheinander, um den Antrieb zu bedienen. Nachdem ich mir Kappe und Handschuhe geholt habe, spaziere ich planlos hinter der Station herum, um etwas Ordnung in mein aufgewühltes Inneres zu bringen. Es ist mir nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen. Ein einziger Satz sitzt mir im Kopf, immer derselbe, und hämmert unnachgiebig an meine Schläfen: „Heut' kommt sie herauf, allein, heut' kommt sie herauf ...“ – es ist nicht mehr auszuhalten.

Ich gehe zu Edmund zurück, übernehme den Führerstand und mache die Fahrten, daß sämtliche Fahrgäste mit großen Augen aus der Kabine kommen und mit abgeschatteter Hand in den Maschinenraum starren, ob wir vielleicht auf höhere Antriebsleistung umgestellt haben. Der Tag wird ewig lang, und ich atme erlöst auf, als Edmund auf der Piste hinter dem A-Mast verschwindet.

Das Zimmer ist in Ordnung. Ich habe noch Zeit, eine kleine Stärkung zum Empfang bereitzustellen, sogar ein hübsches Blumengesteck habe ich auf Umwegen organisieren können. Ich gehe auf dem Bahnsteig auf und ab – es bleiben immer sechzehn Stufen. Die Sonne scheint noch kräftig warm, doch hat sie nur noch ein kleines Stück Horizont vor sich.

Es läutet im Führerstand. Ich renne wie ein Irrer die Stufen hinauf – „Ja“, da zieht sich mein Herz zusammen.

„Ja – hier ist Watzek, können Sie mich bitte hinaufführen, ich muß unbedingt zum Bautrupp bei der Ulmer Hütte!“

Und ob ich das kann, ich schalte hinauf, daß die Kabine schräg hinten bleibt und über die Portalstütze hinaushopst, daß ich schon denke, sie werde neben dem Seil weiterfahren.

Nun funktioniert mein Gehirn wieder normal, und ich kombiniere in logischen Abläufen. Herr Watzek, Ingenieur der Wiener Seilbahnfirma, darf sich auf keinen Fall unnötig bei mir aufhalten, denn ich will nicht, daß er Zeuge meines erwarteten Transportes wird. Da kommt die Kabine auch schon über die Zweierstütze herauf. Mein letzter Einfall ist, langsam einfahren, ja nichts merken lassen.

Mein später Fahrgast zieht die Kabinentür auf und lächelt:

„Guten Abend! Entschuldigen Sie bitte die Störung, es ist mir sehr peinlich und soll nicht wieder vorkommen. Ein Glück, daß sie mich hörten, ich bin in höchster Eile zu meinen Leuten hinüber, vielen Dank und ‚Gute Nacht‘, auf Wiedersehn!“

Und fort ist die Überraschung. Ich habe mir umsonst Sorgen gemacht. Mit einem tiefen Aufatmen gehe ich in den Führerstand zurück. Kaum habe ich die Tür zugezogen, geht wieder das Telefon. Ich hebe ab und spüre den zweiten Schmerz in meiner Brust, nur ist es diesmal ein angenehmer.

„Ich bin in der Kabine“, sagt sie so ruhig, als sei dieser herbeigefieberte Augenblick eine Selbstverständlichkeit. Ich spüre, daß ich zittere. Trotzdem beschleunige ich mit der größten Behutsamkeit.

Als die Bahn in normaler Fahrt ist, gehe ich rasch ins Zimmer hinüber und trinke ein Glas Wasser in einem Zug aus. Ich bin völlig fertig – noch bevor Nicki da ist. Die Kabine kommt über die Portalstütze. Sie glänzt matt in den rötlichen Strahlen der untergehenden Sonne. Der Drehzahlmesser sinkt zurück. Ich presse die Fäuste um das Steuerrad, als wolle ich es knicken. Der Hauptschalter fällt in die AUS-Stellung, und ich wanke auf den Bahnsteig hinaus.

Nicki kommt mir entgegen, reicht mir die Hand und sagt: „Servus, jetzt bin ich da. Mein Gott, ist es da heroben schön – wunderschön!“

Ich nehme sie an der Hand und führe sie ins Zimmer. Als sie das kleine Gesteck sieht, wird sie nachdenklich, dann sagt sie: „Du, das ist lieb, ich freu’ mich so, ich hab’ mich so auf dich gefreut!“

Sie spricht es zum Tisch hin, dann dreht sie sich langsam um, und ihre Augen nehmen mich auf wie ein warmer Frühlingswind. Sie legt ihre Hände um meine Schultern und zieht mich an ihren Mund. Ich presse sie an mich mit der namenlosen Erschütterung der ersten Liebe. Wie der Dürstende an der Quelle vergehe ich an ihren Küssen. Alle Glückseligkeiten lärmen durch meine Brust, und es gibt nichts mehr um uns her, nicht Raum, nicht Zeit, es gibt nur noch uns zwei auf der Welt.

Sie lächelt. Ich darf sie küssen und ihre Wangen berühren, meinen Mund in ihr duftendes Haar drücken. Meine Zunge liebkost ihre Brauen, meine Fingerspitzen kämmen ihr Haar.

Der lautlose Jubel unserer Herzen löst sich in einem zaghaft-heiteren Lachen. Wir sind wie zwei spielende, unfolgsame Kinder. Wir schmiegen uns aneinander, bis wir unser Begehren als Schmerz fühlen. Als einen süßen, warmen Hauch nehmen wir die erfüllte Sehnsucht mit den Lippen auf, jede Berührung reift neue Wünsche in uns ...

Es ist schon längst dunkel, als wir die Stühle zum Tisch rücken, um auch diesen Hunger zu stillen. Nicki erzählt mit ruhiger Stimme und in ihrer etwas abgeschwächten Südtiroler Mundart. Ihr Sprechen wird in meinen Ohren wieder zu Musik, die ich mit keiner Frage zu unterbrechen wage.

Wir sind müde. Ich schlage das untere Bett auf – es gibt nur mein Bett – und lösche das Licht. Dann liegen wir nebeneinander, haben nur die Schihose abgetan und die dicken Pullover. Wir geben das Glück und unsere wunden Augen in das Dunkel wie einen Kelch in den heiligen Schrein. Die hämmernden Herzen erzeugen kein Echo in der Lautlosigkeit der mondhellen Wolken, und das Blut macht sich auf, neue Ewigkeiten zu entdecken.

Es ist ohne Absicht, daß meine Hand kurz ihre Brust berührt. Sie gibt der Ungeduld meiner Finger ein neues Lager, dann spüren sich unsere Lippen wieder in der Aufregung der ersten körperlichen Nähe.

In dieser Stunde ohne Atmen weiß ich plötzlich, daß ich für die Zeit ihres Hierseins nichts anderes von ihr haben will – als nichts. Als unser Glück ohne Mond ist und langsam müde wird, ist es mir, als hätte sie zuerst geweint.

Dann ist die Stille endlos – vom Blumengesteck geht der erste Schatten in den Tisch hinein –, und die Welt hält nur noch das Salz der erlösenden Traurigkeit.

Wir liegen fünf Nächte beisammen. Es gibt keine Zufälligkeiten mehr an Berührung, denn ihr fester Busen hat sich zur gleichen Selbstlosigkeit entschlossen wie meine Hände. Auch unter der gemeinsamen Decke ist keine Unzufriedenheit, der Mund genügt uns. Manchmal glaube ich in diesen freudvollen Stunden, der Mensch brauche wirklich nichts anderes als Wärme. Langsam finde ich heraus, daß Liebe nicht unbedingt einer Katastrophe gleichzusetzen ist.

Nicki küßt mich beim Erwachen mit einer Leidenschaftlichkeit, daß ich jedesmal das Gefühl habe, in eine warme Brause zu laufen.

Daß ich auf einem Gipfel hause, weiß ich längst nicht mehr. Wären nicht die Tragseile und Stützen zu verlässlichen Hinweisen meines Daseins geworden, ich hätte mich an jenem Ort des Glückes gewähnt, an den man sich so oft sehnt, um mit Gott ins Gespräch zu kommen.

Unser Glück ist nicht nur für uns ein durch und durch keusches, auch von außen her kommt es seltsamerweise zu keinerlei Bedrängnissen, und ich erfahre wieder einmal die im Grund feine und einfühlsame Art von Edmund. Er registriert Nickis Anwesenheit mit vornehmer Zurückhaltung und befragt mich zu keiner Zeit um die Geheimnisse meines Glück-

kes. Ingenieur Peyerl hingegen ist bei seinem zufälligen Innewerden meiner Einquartierung so überrascht, daß er es vorzieht, mich kommentarlos meinem Glück zu überlassen.

Die Zeit ist um; ich entdecke nirgendwo Hilfe, das drohende Geschick abzuwenden. So muß ich meine Passion durchgehen – bis ins Abteil des Vierachsers auf Bahnsteig eins.

Nickis Kuß hat einen neuen, ungewohnten Geschmack für mich. Vielleicht waren es nur die Umgebung oder mein auffahrendes Verlangen und meine plötzliche Erkenntnis, daß ich von ihr doch mehr haben will – als nichts.

Ihre Schi sind schlecht verstaubt, ich suche einen besseren Platz für sie. In meine wortlose Trauer kommt der Lautsprecher wie ein Peitschenschlag: „D 234 – Ausfahrt frei!“

Ein hübsches Mädchen neigt sich aus dem Fenster, scheinbar unbeteiligt und ohne Schmerz. Die Grübchen in ihren Wangen werden kleiner und scheinen mir doch groß genug, mein Elend aufzunehmen.

Zur Galzig-Talstation wanke ich, als gehe ich zum Schafott. Da nimmt mich Peter in Empfang. Mit seinem schallenden Lachen hilft er mir auf die Beine. Er hat Nachtdienst auf der Galzig-Bergstation. Wir fahren mit Alfons hinauf, der wegen des Wetters nicht ins Tal hinaus will. Vor dem Gefolgschaftsraum klopf mir Peter auf die Schulter und sagt: „Heute gehen wir nicht so schnell schlafen, es gibt noch etwas Wichtiges zu tun“, und mit diesen Worten zieht er mich ins Büfett hinein.

Als ich am Morgen benommen meine Augen öffne, sitzt Alfons mit übergeschlagenen Beinen auf seinem Bett und sagt: „Ich kann nicht schlafen, das ist immer so, wenn ich am Nachmittag Dienst habe!“ Jetzt hat mich die Alltäglichkeit eingeholt, und ich stürme im Laufschrift der Christoph-Bergstation entgegen. Als ich meine Behausung betrete, ist es mir, als wäre ich das erste Mal in diesen Mauern, die mir nichts zu sagen haben. Es wird mir keine Erinnerung aufgeschlossen, und meine manuellen Tätigkeiten bleiben von mir selbst unbeachtet. Es kommt etwas Neues auf mich zu, in dem ich keine Übung habe: Warten! Wann kommt ein Brief? Nicki ist zu ihren Tanten nach Brixen gefahren, dort wollte sie für eine gewisse Zeit bleiben. Über ihr Elternhaus und ihre Schulausbildung hat sie nichts erwähnt, und ich habe keinen Grund gesehen, sie danach zu fragen. Mir ist nur aufgefallen, daß sie mit ihren knapp 17 Jahren selbständig über ihre Freizeit verfügt, sonst hätte sie mein Quartierangebot nicht annehmen können.

Nach drei qualvollen Tagen überbringt mir mein Chef einen blauen Brief mit dem Stempel „Bressanone“. Ich renne in mein Zimmer und